

Zeitschrift: Schweizer Spiegel
Herausgeber: Guggenbühl und Huber
Band: 16 (1940-1941)
Heft: 9

Artikel: Schweizerische Unhöflichkeit
Autor: Guggenbühl, Adolf
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1066977>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 01.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Schweizerische Unhöflichkeit

Von Adolf Guggenbühl

Illustration von H. Tomamichel

« So sehr ich die Schweiz liebe und sogar bewundere, so sehr nehme ich immer wieder Anstoss an einem Fehler, der mir recht eigentlich als das schweizerische Nationallaster erscheint: der Unhöflichkeit. Was mir, und ich weiss, auch andern Ausländern, besonders unbegreiflich ist, ist der Umstand, dass man diese Unhöflichkeit nicht nur, wie in andern Ländern, in gewissen untern Gesellschaftsklassen antrifft, sondern in allen Schichten der Bevölkerung. Es ist mir ein Rätsel, wie es die Schweizer trotz ihrer grossen Energie und Selbstdisziplin nicht fertig bringen, ihre Umgangsformen dem Niveau der übrigen Kulturnationen anzupassen. »

Aus einer Zuschrift einer Spanierin, die seit 15 Jahren in Aarau lebt.

Daran gibt es nichts zu rütteln: die schweizerische Unhöflichkeit ist eine Tatsache. Sie erschreckt jeden Ausländer, der nicht nur mit dienstbeflissenen Hotelangestellten zu tun hat. Sie fällt jedem Schweizer, der nach langem Auslandsaufenthalt wieder in die alte Heimat zurückkehrt, auf.

Mit dem blossen Feststellen der Tatsache ist aber noch nichts erreicht. Wenn man dieses Nationallaster, sofern es sich wirklich um ein solches handelt, bekämpfen will, muss man seinen tiefern Gründen nachgehen. Dabei kommt man rasch zu der eigentlich selbstverständlichen, aber doch viel zu wenig beachteten Erkenntnis, dass es sich nicht um ein Nichtkönnen, sondern um ein *Nichtwollen* handelt.

Ebenso weltberühmt wie die schweizerische Unhöflichkeit ist der schweizerische Ordnungssinn. Es gibt kaum ein zweites Land, dessen Städte und Dörfer einen derartig gepflegten Eindruck machen wie die unsern. Dass unsere Hausfrauen die Fussböden so sauber putzen, dass man auf ihnen essen könnte, haben schon zahllose Reisende mit Staunen festgestellt.

Das Einhalten dieser Ordnung verlangt aber unendlich viel grössere Anstrengungen, als sie die Höflichkeit erfor-

dern würde. Man *will* reinlich und ordentlich, aber man will *nicht* höflich sein.

Wir haben zweifellos zu den Höflichkeitsformen, denen sich die ganze Kulturwelt willig unterwirft, eine negative Einstellung. Das gilt für alle Schichten der Bevölkerung. Diese merkwürdige Erscheinung entspringt aber nicht einfach einem mangelnden Verständnis für Form, wie vielfach angenommen wird, sie ist vielmehr bedingt durch unsere Geschichte.

Der Stier kämpft gegen den Pfau

Ein grosser Teil der heutigen sogenannten guten Umgangsformen hat seinen Ursprung in den Sitten der mittelalterlichen Höfe. In jenen Zentren wurde bestimmt, was sich gehörte und was sich nicht gehörte, was höflich und was nicht höflich war. Diese gleichen tonangebenden Kreise waren aber identisch mit den Erbfeinden der Eidgenossenschaft. Die ganze Schweizergeschichte ist ein leidenschaftliches Sichwehren gegen Könige, Kaiser und andere Gewalthaber, denen die freie Republik der Bürger und Bauern ein Dorn im Auge war, wenn sie sie nicht gerade für ihre Zwecke missbrauchen konnten. Die Erinnerung an diese alte Feindschaft wirkt bei uns bis zum heutigen Tage nach in einer tiefen Abneigung gegen alles,



was an höfische Kultur erinnert, auch wenn diese höfischen Umgangsformen unterdessen den grössten Teil der Welt erobert haben.

Der Gegensatz zwischen den Eidgenossen und ihren feudalen Gegnern wurde deshalb so tief empfunden, weil er nicht nur politisch bedingt, sondern in der grossen Verschiedenheit des Staats- und Lebensgefühls verwurzelt war. Bei den Befreiungskriegen handelte es sich ja nicht nur um Machtkämpfe, sondern um Auseinandersetzungen zwischen verschiedenen Ideologien. Der Schwabenkrieg zum Beispiel, der die faktische Loslösung vom Deutschen Reiche mit sich brachte, «war nicht etwa bloss ein Krieg der Regierenden, sondern ein regelrechter Volkskrieg, der verwurzelt war im Gegensatz bäuri-

schen und herrschaftlichen Wesens» (Feuz).

Schon die alten Eidgenossen erkannten die Notwendigkeit, ihr Anderssein auch durch einen andern Lebensstil zum Ausdruck zu bringen. Es war ihnen klar, welche Gefahr die blinde Uebernahme der ihrem ganzen Wesen entgegengesetzten höfischen Umgangsformen für sie bedeuten würde. Die geistige Landesverteidigung ist nicht erst eine Forderung der heutigen Zeit.

Die Länder, welche die Schweiz umgaben, hatten begreiflicherweise als Träger einer ausgesprochen aristokratischen oder monarchischen Hofkultur für die demokratische Bauernkultur nicht viel Verständnis. Im Ausland waren die Bauern fast überall zur rechtlosen und verach-

teten Klasse herabgesunken. Ist es doch charakteristisch, dass das Wort «Dörfler» (Bauer) im deutschen Sprachgebrauch zum Tölpel wurde, wie auch im französischen Theater der Bauer zur humoristischen Figur herabsank. Die Schweiz aber blieb das Land der alten Bauernfreiheit. Auch in den Untertanengebieten behielten die Bauern wichtige Grundrechte, z. B. das Recht des Waffentragens.

Weil die Schweiz immer anders war als ihre Nachbarn, konnten sie nie viel Verständnis für ihre Eigenart finden. Ob schon unser Land im Herzen von Europa liegt, war unsere Geisteshaltung den meisten Ausländern von jeher so unverständlich wie diejenige der Bewohner irgendeiner Südseeinsel. Was von Ausländern über die Schweiz geschrieben wurde, ist bis zum heutigen Tag in der Hauptsache eine Anhäufung von Missverständnissen.

Bezeichnend für diesen Gegensatz ist, dass im Schwabenkrieg die deutschen Landsknechte ihre Abneigung gegen die Schweizer immer wieder dadurch zum Ausdruck brachten, dass sie Ochsenköpfe an einer Stange über die Stadtmauer hielten oder Töne von sich gaben, die dem Muhen einer Kuh glichen, wie sich denn das Schimpfwort Kuhschweizer bis heute erhalten hat.

Ein deutscher Student nannte damals die Schweizer in einem lateinischen Gedicht «die milchsaufenden Schurken, die faulen Kuhmelker, die waldgebornen Räuber». Der Adel war vollends voller Verachtung gegenüber den «groben und schnöden Gepursluten». Von da zu den Auslassungen eines Hamsun oder Kayserling geht eine fortlaufende Linie.

Dazwischen fehlte es allerdings nicht an Ausländern, welche das Lob der Schweiz in den höchsten Tönen sangen. Aber wie der Tadel, so wurde auch das Lob unserer Eigenart selten gerecht. Die idealisierten Reisebeschreibungen, die im 18. Jahrhundert Mode waren und welche dieses Land einfacher Sitten als ein Paradies priesen, zeugen von ebensowenig Verständnis für unser Wesen, wie die frühern Beschimpfungen und sind wohl nicht viel

richtiger als die verlogenen Schilderungen des Südseezaubers, wie sie sich vor einigen Jahren allgemeiner Beliebtheit erfreuten.

So war unserm Land von jeher das Schicksal beschieden, sich gegen eine andersartige Umwelt behaupten zu müssen. Bald lachte man über die Missverständnisse des Auslandes, bald empörte man sich über sie. Immer aber befand man sich in einer Abwehrstellung. Der Igel sollte eigentlich unser Wappentier sein.

Aus dieser Lage heraus ergab es sich, dass das schweizerische Kulturbewusstsein von jeher mit einem merkwürdigen Einschlag von Trotz gemischt war. Wurde man schon als Kuhschweizer beschimpft, so wollte man sich auch als solcher auführen. Es ist zum Beispiel charakteristisch für Zwingli, diesen Kämpfer für die schweizerische Eigenart, dass er sich nicht nur bewusst Mühe gab, bodenständig schweizerisch zu reden, sondern dass er, wie viele Verfechter des Dialektes, oft Bodenständigkeit mit Grobheit verwechselte. Bezeichnenderweise machte es diesem im tiefsten Sinne gebildeten Manne Freude, sich selbst als «groben Bauern» zu bezeichnen.

Die grossen Hansen

Nicht alle Leute in der Schweiz lehnten die Uebernahme ausländischer Umgangsformen ab. Unsere bescheidenen Verhältnisse brachten es von jeher mit sich, dass der Weg zu Macht und Reichtum in vielen Fällen nur über das Ausland möglich war. Dazu war es aber nötig, auch die Umgangsformen des Auslandes zu beherrschen. Das war unsern Auslandschweizern von jeher klar. Immer gab es zwei Sorten von Auslandschweizern: solche, die sich das Gebaren der grossen Welt aneigneten, ohne deshalb ihre Eigenart aufzugeben, und andere, welche sich assimilierten.

Ich habe einmal auf einer Alp im Tessin einen Senn angetroffen, der eben mit dem Hüterbuben zusammen eine Polenta auf dem offenen Feuer rüstete. «Fabelhaft», sagte mein ausländischer Begleiter, «dieser primitive Bergbewoh-

ner, der genau so lebt wie seine Vorfahren vor 2000 Jahren! » Später stellte es sich im Gespräch heraus, dass der Tessiner Senn in seiner Jugend fünfzehn Jahre lang Kellner im einem eleganten Londoner Hotel gewesen war. Nach Beendigung seiner Gastrolle war er wieder zu den Sitten seiner Heimat zurückgekehrt.

So gab es schon im Mittelalter zahlreiche Schweizer in fremden Kriegsdiensten, die sich auf dem Parkett des Versailler Hofes so gut bewegen konnten wie irgendein französischer Höfling. Waren sie aber wieder zu Hause in Malans oder Feldmeilen oder Altdorf, so wurde die Maske abgelegt, genau wie es manche Chinesen tun, wenn sie nach einem Studienaufenthalt in Westeuropa die europäische Kleidung mit ihrem Kimono vertauschen.

Daneben aber waren zu allen Zeiten die Schweizer zahlreich, welche die ausländischen Umgangsformen auch in der Heimat beibehielten, ja sie sogar eifersüchtig pflegten und dadurch versuchten, sich von den ihrer Ansicht nach unkultivierten Miteidgenossen zu unterscheiden. Auch gegen diese Leute führte das Schweizervolk jahrhundertlang einen leidenschaftlichen Kampf, dessen Erfolge und Niederlagen allerdings in keinem Schulbuch aufgeschrieben sind.

Es ist unerlässlich für das Bestehen der Demokratie, dass das Volk ständig die Herrschaft einzelner oder ganzer Gruppen zerstört. Immer wieder hat man den Kampf gegen die Bildung einer Elite geführt, auf politischem wie auf kulturellem Gebiet. Man duldet wohl Eliten — denn ohne solche kann man nicht auskommen — aber keine Elite. « Eifersucht auf jene Gleichheit, die der Geringste gegenüber dem Höchsten beanspruchte » (Gagliardi), charakterisiert den Schweizer des Mittelalters genau wie den von heute. Das Schweizervolk hat seinen führenden Männern alles verziehen, nur nicht, wenn sie grundsätzlich besser als die andern sein wollten. Durch die ganze Schweizergeschichte geht wie ein roter Faden der

Kampf gegen die grossen Hansen, im Ausland wie im Inland.

Deshalb hat man bei uns nie auf die Dauer eine tonangebende Schicht anerkannt. Die Bildung einer « Gesellschaft », wie sie in Frankreich oder England existiert, wurde bei uns immer wieder mit allen Mitteln bekämpft. Weil es bei uns keine Gesellschaft gibt, ist auch heute noch eine Zeitschrift « Für die Dame » undenkbar. Wenn eine schweizerische Zeitschrift irgendeinen erfolgreichen Fabrikanten beim Golfspiel oder dessen Frau und Tochter in Abendkleidern unter dem Titel « Bilder aus der Gesellschaft » abbildet, so wirkt das unnatürlich und erregt allgemeines Gelächter.

Diese Eifersucht auf die Gleichheit ist auch der tiefere Grund unseres Widerstandes gegen Smoking und Frack. Niemand hat etwas dagegen einzuwenden, dass man sich bei feierlichen Gelegenheiten feierlich anzieht. Aber es ist uns demokratischen Schweizern in der Seele zuwider, einen Anzug zu tragen, wie er bei den grossen Hansen üblich ist, d. h. einen Anzug, der nur von einem kleinen Teil der Bevölkerung erstanden werden kann.

Selbstverständlich sind auch bei uns viele Umgangsformen durch bestimmte Bevölkerungsschichten eingeführt worden; aber nur diejenigen, welche vom ganzen Volk übernommen werden konnten, vermochten sich auf die Dauer zu halten.

Unsere Aufgabe

Die schweizerische Unhöflichkeit ist also nicht einfach ein Nationallaster. Sie ist eine notwendige Folge unseres demokratischen Behauptungswillens. Das ändert aber nichts daran, dass die Höflichkeit eines der schätzenswertesten Güter des menschlichen Daseins darstellt, und dass auch wir die Pflicht haben, dieses Gut zu pflegen. Aber wie? Ich glaube, das gelingt am besten dadurch, dass wir versuchen, unsere Trotzeinstellung zum Verschwinden zu bringen. Und das wiederum ist nur so möglich, dass wir das Ausländische, das

für uns passt, ohne Ressentiment aufnehmen, dort aber, wo eine Assimilation nicht möglich ist, etwas Eigenes schaffen.

Das Problem heisst nicht abschliessen *oder* öffnen, es heisst abschliessen *und* öffnen. Diejenigen Höflichkeitsformen der übrigen Welt, welche auch zu uns passen, sollten wir übernehmen und pflegen, ganz gleichgültig, welches ihr Ursprung sei. Dass man auch im Tram danke sagt, wenn man vom Kondukteur das Billett bekommt, gehört sich in Zürich genau so gut wie in Berlin, Moskau oder San Franzisko. Ebenso, dass man den Frauen überall den Vortritt lässt, oder dass man das kleinere Stück vom Teller nimmt, wenn man sich zuerst bedient.

Es gibt nun aber andere Sitten, die nicht für uns passen, und mögen sie lang im Ausland als selbstverständlich gelten. Am französischen Hofe wurde es Mode, seinen Reichtum dadurch zu beweisen, dass man halbvolle Teller wegtragen liess. Diese Sitte oder Unsitte hat sich nachher die ganze Welt erobert. Heute gilt es in England und in Amerika für unanständig, einen Suppenteller schief zu halten, damit auch der Rest ausgelöffelt werden kann. Nach unserer schweizerischen Ueberlieferung ist die Nahrung eine Gottesgabe, und so wie der schweizerische Bauer mit Recht sorgfältig darauf hält, dass das letzte Krümchen auf dem Tische mit einem Brotrestchen aufgetupft wird, so soll es in der Schweiz auch zum guten Ton gehören, sich nicht mehr auf den Teller zu schöpfen, als man essen will, und nie einen Rest wegtragen zu lassen, mag das internationale Palace-Hotel-Publikum dazu denken, was es will.

Da es unsere Aufgabe ist, dem Geist auf schweizerische Art zu dienen, haben wir die Pflicht, Höflichkeitsformen zu entwickeln, die aus schweizerischem Geiste heraus geboren sind und die zu unserm demokratischen Lebensstil passen.

Es entspricht uns, zu Hause im Sommer das Abendessen hemdärmelig einzunehmen. Es entspricht uns nicht, nach des Tages Mühe einen Smoking anzuziehen, wie das in England geschieht. Diese

schweizerische Hemdärmeligkeit kann sich nun aber kultiviert oder unkultiviert abwickeln. Unkultiviert ist sie, wenn man die verschwitzten Hosenträger sieht, ein Kleidungsstück, das nicht bestimmt ist, zur Schau getragen zu werden, oder den unschönen Rücken der Weste, ebenfalls ein Kleidungsstück, das ausschliesslich unter dem Kittel getragen werden soll. Warum nicht, anstatt uns mit schlechtem Gewissen « gehen zu lassen », zu Hause eine Weste tragen, welche von vornherein als selbständiges Kleidungsstück gedacht ist, also etwas Aehnliches wie das Greyerzer Melktschöppli, oder warum tragen wir nicht zu Hause das klassische schweizerische Bekleidungsstück, das kurze Hirtenhemd? Es würde sicher besser zu uns passen als der importierte Coin-de-feu oder die Russenbluse, wie sie eine Zeitlang bei manchen Intellektuellen Mode war.

Aber auch da nur, wo wir eine internationale Sitte mit Recht angenommen haben (wir leben ja im Herzen von Europa und nicht auf dem Mond!), ist es selbstverständlich, dass diese Sitte unserer Wesensart angepasst werden muss. Die Kleinheit und demokratische Verbundenheit, die unserm Lande das Gepräge gibt, hat im Verkehr von Mensch zu Mensch ohne weiteres eine gewisse Vertraulichkeit zur Folge. Wir sind wie eine grosse Familie. So sehr auch wir Form und Haltung brauchen, so wenig passt deshalb zu uns alles Formelle. Auch bei uns kann man feierliche grosse Essen durchführen, wo die Tafel besonders geschmückt, wo die Gäste besonders schön angezogen sind. Bei solchen Gelegenheiten aber das Zeremoniell eines französischen Galadiners oder einer englischen Formal-Party anwenden zu wollen, wäre lächerlich.

*

Je grösser unser kulturelles Selbstbewusstsein ist, um so eher können wir uns erlauben, höflich zu sein. Es ist kein Zufall, dass die Bewohner derjenigen Kantone, welche die schweizerische Eigenart am besten bewahrt haben, auch gleichzeitig am höflichsten sind.